Berichte


Peter Dobrock versteht Befähigungsgerechtigkeit als „causa formalis“ der sozialen Gerechtigkeit. Der Beteiligungsbe- griff wirke dynamisierend auf das Konzept sozialer Gerechtigkeit: Nicht mehr deren reaktive oder kompensatori sche Komponente stehe im Vordergrund, sondern die Förderung des Einzelnen, der in die Lage versetzt werden soll, selbst aktiv zu werden. Mehr oder weniger bewusst schließt der Erfanger, Professor für Sys...
tematische Theologie mit seinem Konzept an die outputorientierte Umsteuerung des Bildungssystems an.


Dabrocks Studie hat deutliche Schwächen. Ihr Verdienst aber liegt darin, den Diskurs um das rechte Verhältnis von Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit, das in der jüngeren Sozialethik nicht selten in eine egalitaristische Schiefage zu geraten droht, von neuem zu eröffnen. Und das ist auch gut so.

Axel Bernd Kunze, Weinstadt
Ethik der Freiheit


Das spezielle Anliegen Hübners, Mitarbeiter am Lehrstuhl für Christliche Gesellschaftslehre der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum, ist es, die zentrale Rolle der in der evangelischen Ethik bisher eher unterbelichteten affektiven Komponente der Freiheit darzustellen, also Freiheit „als ein Bündel aus Affekten oder auch als ein Gefühl“ zu fassen. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Im ersten werden Grundlegungsfragen behandelt, während es im zweiten um konkrete Bewährungsfelder geht.


Hübner fasst Freiheit als Bündel positiver, mit Freude verbundener Affekte im Sinne einer „Gefühls-Familie“ von „Zufriedenheit, Liebe und Glück“. Ethik der Freiheit ist demnach „Hermeneutik der Freude“. Bewirkt wird dieses glückhafte Freiheitsgefühl durch den Geist Gottes, der die Affekte positiv transformiert und bündelt. Damit scheint es sowohl in der Tradition der scholastischen theologischen Tugenden (Glaube, Hoffnung und Liebe) zu stehen, die sich als virtutes infusae ganz der göttlichen Gnade verdanken, als auch in jener der „Freiheit eines Christenmenschen“ bei Luther.

Natürlich wird zwischen den aufgewerteten Affekten und dem Wirken des Geistes Gottes die Luft außerordentlich dünn für die eigenständige Bedeutung der Moralität, für praktische Vernunft, individuell zurechenbare Verantwortung und vor allem für die Willensfreiheit (etwa im Sinne von Aristoteles oder Kant). Das ist seit Luthers De servo arbitrio (1525) in einer evangelischen Ethik nicht anders zu erwarten. Auch Hübner versucht, die Rolle der Willensfreiheit zu minimieren. Dabei hat er sicher Recht, wenn er auf die vielen Menschen prägenden Grenzen und Bedingtheiten der Freiheitswelträume und Alternativen verweist, etwa auf Gewissenschaftsstrukturen, die biographisch, kulturell oder milieubedingt vorgegeben sind und sich affektiv auswirken. Aber so unterschiedlich sich diese auch ausprägen mögen, sie scheinen nichts an der Grunderfahrung zu ändern: einerseits der Differenz zwischen dem, was ich aus Selbstliebe subjektiv möchte und dem, wovon ich weiß, dass ich es sollte, weil ich mir gewiss bin, dass es objektiv gut ist, sowie andererseits der Gewissheit, dass die Entscheidung bei mir liegt und meinen moralischen Wert bestimmt. Hier scheint der Kern der moralischen Subjektivität zu liegen, auch dann wenn Menschen differenter Gewissensstrukturen und Böse material unterschiedlich beurteilen. Nach Kant hängt die Würde des Menschen damit zusammen, dass er moralisches Subjekt ist. Und nur wenn er das ist, scheint Sünde zu rechenbar und der Mensch erlösungsbedürftig zu sein.

Im Bestreben, die Bedeutung der Willensfreiheit zu minimieren, sieht Hübner „Übereinstimmungen zwischen Theologie und Neurowissenschaften“. Darartige Koalitionen scheinen theologisch nicht ungefährlich, denn der strikte methodische Empirismus der Neurowissenschaften schließt nicht nur die Kausalität aus transzendentaler Freiheit prinzipiell aus, sondern ebenso jedes Einwirken des Geistes Gottes auf unsere Affekte. Gegenüber diesen Reduktionismen sollte die Theologie eher bestrebt sein, transzendierende Sinndimensionen offen zu halten und zu begründen.
Die Handlungsfelder des zweiten Teils gliedert Hübner durch sieben „den geist- 
gewirkten Freiheitssinn begleitende Af-
fekte“: Achtung des Menschen und seiner 
Freiheitsrechte, Ehrfurcht vor dem Leben, 
Kommunikation und Partnerschaft, Krea-
tivität, Mut zur Entwicklung, Phantasie 
sowie Ermutigung zur Teilhabe. Jeder die-
er Abschnitte ist dreigeteilt und entfal-
tet seinen speziellen sozialethischen The-
menbereich nach den drei in der Einlei-
tung eingeführten Reflexionsstufen der 
Freiheit: Subjekthaftigkeit, soziales und 
politisches System der Freiheiten und 
Transzendentenbezug.

Das Buch ist sehr gut lesbar und ver-
arbeitet klar, kenntnisreich und differen-
ziert ein weit gespanntes theologisches 
und sozialethisches Problemwissensstein, 
auf dessen thematische Vielfalt hier nur 
sehr partiell eingegangen werden kann. 
Leider bietet es keine Register.

Arno Anzenbacher, Mainz

Nachhaltig wirtschaften und konsumieren

Grunwald, Armin: Ende einer Illusion. 
Warum ökologisch korrekter Konsum 
die Umwelt nicht retten kann, München: 
Oekom, 2012, 123 S., 9,95 €.

Paech, Niko: Befreiung vom Überfluss. 
Auf dem Weg in die Postwachstumsökono-
nomie, München: Oekom, 2012, 155 S., 
14,95 €.

Reller, Armin/Holdinghausen, Heike: Wir 
konsumieren uns zu Tode. Warum wir un-
seren Lebensstil ändern müssen, wenn 
werden wollen, Frankfurt a. M.: 
Westend Verlag, 2011, 190 S., 12,99 €.

Drei engagierte Kommentare zu aktuel-
len Entwicklungen. Drei Analysen, wa-
rum die bisherigen Schritte hin zu ei-
er nachhaltiger Welt nicht sonderlich 
weit getragen haben. Drei Plädoyer, was 
sich ändern muss. Drei neue Bücher zur 
genwärtigen Konsumgeschichte, al-
le drei wissenschaftlich fundiert, für die 
interessierte Allgemeinheit geschrieben 
gut lesbar, aber in unterschiedlicher 
Weise mit Biss und Verve.

Der für seine Ideen zu einer Post-
wachstumsökonomie bekannte Wirt-
schaftswissenschaftler Paech untersucht 
die Frage, ob die seit einigen Jahren ge-
läufige Zauberformel des qualitatsnahen 
Wirtschaftswachstums – die Entkopp-
lung des BIP vom Ressourcenverbrauch – 
realistisch ist. Auf der „green economy“ 
rührten ganz verschiedene Hoffnungen. 
Sie vermöge die „drei Säulen der Nach-
haltigkeit“ in einer allseits zustimmungs-
fähigen win-win-Formel miteinander zu 
vereinbaren: wirtschaftlichen Wohlstand, 
sozialen Ausgleich und Umweltschutz.

Paechs Position dazu ist eindeutig: Er 
hält ein solches Wirtschaftsmodell für 
trügerisch. Er will daher dem Leser „den 
Abschied von einem Wohlstandsmodell 
erleichtern, das aufgrund seiner chroni-
schen Wachstumsabhängigkeit unerträg 
geworden ist“ (Paech 7). Dazu erklärt er 
ihn in drei Thesen, dass erstens das all-
gemein wertgeschätzte Wohlstandsni-
veau wirtschaftliches Wachstum benöt 
tige und damit unweigerlich die Umwelt 
„plündere“ und dass zweitens die Versu-
che, Wirtschaftswachstum und Umwelt-
verbrauch zu entkoppeln, im besten Fall 
versagten, normalerweise aber die Res-
 sourcenverschwendung sogar verschlim 
 merten. Drittens skizziert Paech in einer 
positiven Vision die Vorzüge einer Post-
wachstumswirtschaft.

Die modernen Wohlstandsgesell-
schaften hingegen lebten über ihren Ver-
hältnissen. „Sie entgrenzen ihren Bedarf 
erstens von den gegenwärtigen Möglich 
keiten, zweitens von den eigenen körper-
lichen Fähigkeiten und drittens von den 
lokal oder regional vorhandenen Ressour 
cen.“ (Paech 10). Der massive und viel-
fältige Einsatz von „Energiesklaven“ füh 
r unabhängiger zu einem gravierenderen 
Verstoß gegen intergenerationelle und 
globale Gerechtigkeit.

Wie sich dies im Alltag genau voll 
zieht, stellen Reller, Professor für Res-
sourcestrategie, und die taz-Journalistin 
Holdinghausen eindrücklich dar. Sie er-
zählen sehr anschaulich Stoffgeschich 
ten und machen auf diese Weise deut-
l ich, welche Wege ganz alltägliche Stoffe 
wie etwa Baumwolle, Zucker oder Kupfer 
odem bekannte Elemente wie die 
„Seltener Erden“ von der Wiege bis zur 

Bahre gehen. Stoffströme dieser Art seien 
sofort aus der Antike bekannt. Doch mit 
der Industrialisierung hätten sie sprung-
haft zugenommen und verstärkten sich 
wechselweise – was auch der Grund da-
für sei, dass eine „grüne Wirtschaft“, die 
energie- und rohstoffintensive Produk-
tionsweisen durch „leichtere“ Alternati-
tiven ersetzen wolle, kaum möglich sei 
(wie auch Pech in seiner zweiten These 
darlegt). Denn, um ein Beispiel zu nennen, 
wenig Anlagen zur Erzeugung von 
Wind- oder Sonnenstrom beanspruchten 
in ihrer Erzeugung viele Ressourcen und 
viel Energie, und ihre Entsorgung sei bis-
lang nicht ökologisch sauber geregelt.

Die gigantischen Stoffströme, die die 
Weltwirtschaft am Laufen hielten, seien 
als alles andere als harmlos. Dies habe 
verschiedene Gründe. So würden durch 

den großflächigen Abbau von Rohstof 
en oder durch die Agrarindustrie Land-
schaften und somit Lebensräume zer-
stört. Des Weiteren würden Stoffe in 
großem Ausmaß freigesetzt, deren Wir 
kung mehr oder weniger vollständig un-
erschöpflich sei. Dies gelte für Kunststoffe 
oder Nano-Partikel in gleicher Weise. Und 
dann sei da noch der Müll: Gifthüll und 
scheinbar harmloser Plastikmüll, der etw 
a im Pazifik eine riesige Insel bildet und 
in die Nahrungskette gelange.

Doch nicht nur die Umweltbelastun-
gen und -zerstörungen seien ein gewal-
tiges Problem. Diese Art des verschwen-
derischen Wirtschaftens sei auch höchst 
unklug. Zahlreiche wertvolle Rohstoffe 
gingen infolge einer nachlässigen Entsor-
gung tonnenweise verloren. Sie würden 
in winzig kleinen Partikeln in all Wirt-


Und so scheint nur noch der verantwortliche Konsument übrig zu bleiben, der Verbraucher, der, wie Paech in seiner dritten These entfaltet, den Wert der Suffizienz für sich entdeckt. Nach Grunwald ist dies recht illusorisch. Er zählt all die Hürden auf, die sich einem ökologisch verantwortungsbewussten Verbraucher stellen, wie etwa die Informations- und Wissensdefizite oder paradoxe Systemeffekte (so könne der ökologisch begründete Boykott einer gefährdeten Fischart dazu führen, dass die Fischer sie wegen des Preisverfalls um so stärker befangen). Außerdem wirken ethische umweltverträgliche Güter dadurch kontraproduktiv, dass sie beim Hersteller und/oder beim Verbraucher das ökologische Gewissen beruhigten, so dass umweltschädliches Verhalten in anderen Bereichen um so leichter ausgeblendet werde (wofür alle drei Bücher eindrückliche Beispiele lieferten). Vor allem aber stelle sich bei der erforderlichen kollektiven Mobilisierung von Konsumenten ein moralisches Problem ein. Die Entscheidung für ein bestimmtes Produkt sei eine private Entscheidung, die in der liberalen Gesellschaft als solche nicht angetastet werden dürfe (was nicht ausschließe, dass der Gesetzgeber schädliche Produkte oder Produktionssweisen verbiete). Wenn nämlich der private Konsum in den Dienst des Gemeinwohls gestellt werde, griffen die für den öffentlichen Raum konstitutiven Transparenzverpflichtungen auf das Private über; und das sei als totalitärit abzulehnen.

Nachhaltigkeit, so Grunwalds Fazit, sei „als öffentliche Aufgabe an(zu) erkennen“ (Grunwald 89). Als eine solche sei sie nicht so sehr eine Angelegenheit des Konsumenten (diese Verantwortung bleibe natürlich nach wie vor bestehen), sondern des Bürgers. Diese Rollenunterscheidung ist für Grunwald zentral. Der Einzelne wird also nicht aus seiner Verantwortung entlassen, aber die Verantwortung wird spezifisch adressiert. Zwar stimmt Grunwald mit Paech methodisch darin überein, dass für eine Nachhaltigkeitsbewertung eine holistische Sichtweise erforderlich sei, dass es also nicht weiterführe, einzelne Techniken als solche als (nicht) nachhaltig zu qualifizieren. Doch die von Paech geforderte „Subjektorientierung“ (Paech 97) lehnt Grunwald zwar nicht ab, sie ist ihm jedoch zu pauschal.

Im Hintergrund steht das von Grunwald mit entwickelte „integrative Konzept von Nachhaltigkeit“, dem zufolge angesichts des globalen und systemischen Charakters nachhaltiger Entwicklung. 

\[ \text{AMOSINTERNATIONAL 7. Jg. (2013) Heft 1} \]
Cicero und der gerechte Krieg


In zahlreichen Kommentaren zu dieser Rede wird behauptet, Goldwater habe die sogenannte „Aussage über Extremismus und Mäßigung“ als von römischen Philosophen und Politikern aus Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. übernommen. Andere bestreiten, dass Cicero dies gelegentlich gesagt habe. Selbst hatte bisher keine Zeit nachzuweisen, was wirklich stimmt, und verfüge deshalb nur über Mutmaßungen.

Von zahlreichen Mutmaßungen herzog sich bisher auch die Frage, wie Cicero ethisch und politisch über den gerechten Krieg dachte, vor allem, was er unter einem gerechten Krieg, einem bellum iustum, verstand. Cicero hat zwar kein umfassendes Traktat zum bellum iustum ausgearbeitet, seine Äußerungen zu dieser Frage in unterschiedlichen Schriften haben aber die christliche Friedensethik der Antike, des Mittelalters und der frühen Neuzeit erheblich beeinflusst. Gerade auch aus diesem Grund liegt es nahe, Ciceros Auffassung vom gerechten Krieg eingehender zu erkunden.

Dies hat Andrea Keller in der vorliegenden Studie, die 2011 von der Hochschule für Philosophie in München als Dissertation angenommen wurde, in akribischer und präziser Art und Weise getan. Sie untersucht die zahlreichen Stellen in Ciceros Lebenswerk, an denen dieser sich über den bellum iustum geäußert hat: sowohl über die philosophischen Schriften „De re publica“ (Über das Gemeinwesen), „De legibus“ (Über die Gesetze) und „De officiis“ (Über die Pflichten) als auch seine Reden und Briefe. Um dies zu tun, muss die Autorin zunächst einmal viele Vorfragen zu Kontext, Überlieferung und Vollständigkeit der Texte klären und sich mit Problemen der Authenticität, Terminologie...


Festschrift Wilhelm Korff


Joachim Wiemeyer, Bochum